

Gertrud [Schluss]

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-763970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GERTRUD

Von JOSEF REINHART

(Schluss.)

Als nach zwei Tagen Blüemli wieder nach der Stadt ins Seminar zog und Müeti allein hinter dem Haus stand, war Gertrud froh:

„Ist recht, dass er fort ist, der dumme Bub!“ dachte sie, und bald auch sang sie wieder im Garten und pfiff den Distelfinken zum Trotz.

Gertrud hatte nichts mit in die Jahre hinüber genommen, als ein Büschel Erinnerung, und der Efeu der Zeit webte darüber, und ob es darunter verdorrt sei oder noch grün war, wusste sie selber nicht mehr, bis Blüemli wieder heimkam nach Jahr und Tag und der Doktor schon von ihren Rosen nach Hause nahm.

Nach Jahr und Tag kam Blüemli heim und trug sein Bündel wie ein alter Mann. Schwer und müd setzt' er's auf dem Bänklein hinterm Hause ab, als Müeti aus der Tür kam.

„Bueb, wie kommst du heim! Ist doch noch nicht Vakanz?“

Er will nicht mehr studieren, will nicht geistlich werden, der Bub ist krank.

„Heimreisen,“ hat der Präfekt geschrieben. „Er darf nicht geistlich studieren, auch wenn er wieder gesund ist; hat Weltgedanken, die machen ihn krank.“

Dann blieb er daheim und saß an manchem Sommertag auf dem Bänklein und schaute nach den Teerosen hinauf, die Gertrud aufband. Bis vor einer Woche oder zwei, da blieb das Bänklein leer, und die Sonne mühte sich umsonst über dem Strohdach herein, winkte mit langen Armen über die Schwelle in den dunklen Hausgang, und lockte ihn doch nicht heraus.

Aber der Doktor ging drei, viermal ein und aus und Müeti sah man gebückter aus der Tür ins Gärtlein gehn als sonst, wenn sie Blumen holte.

Wenn der Doktor zu Gertrud kam, am Abend oder Sonntag, da schaute er einmal auf, sah sie von der Seite an, hörte auch länger hin, wenn sie redete, wie man eines feinen Instrumentes Töne prüft mit hingehaltenem Ohr.

„Gertrud?“

„Nun? Was soll es sein?“

Und sie lachte oder summt, und beugte den Kopf tiefer über die Arbeit. —

Aber sie litt; ihre Seele ging mit ihr umher, fast wie von Fäusten gepresst, gestern und heute, da sie die Rosen aufbinden sollte, die der Sturmwind arg gezaust. Einmal warf sie den Kopf auf bei ihrer nachdenklichen Arbeit, dass ihr schwarzes Haar aufwirbelte von der Kraft der Bewegung.

Da lässt die Hand den Rosenzweig sinken, denn da unten im Grund tritt Müeti aus ihrem Haus und bindet das schwarze Kopftuch um; dann setzt sie den Fuß auf den weißen Weg und hinkt hinan dem Matterhause zu. Einmal bleibt sie stehen, richtet sich auf an ihrem Stock, wie um tiefen Atem zu schöpfen für ein schweres Werk, das sie vorhat. Rascher strebt dann ihr Fuß weg.

Gertrud hatte die Rosen fahren lassen und war zurückgetreten. Sie machte sich im Garten zu tun, aber ihre Hand war unruhig, und sie horchte, wie ihr Herz klopfte. Was war sie für ein Kind geworden, die doch auf dem Pferd zum Felde ritt!

Jetzt hörte sie Muetis Atem gehen. Sie wandte sich um und ging ihr entgegen, aber ihr Fuß war schwer.

Müeti räusperte sich, seufzte etwas, stand unter dem Holderbaum still, als ob der Gang sie gereute, dann strich sie eine Strähne weißer Haare aus der Faltenstirn und trat hervor an den Gartenhag und grüßte.

„Eh, Ihr, Gertrud — eh, ich hätt —“ der Stock in der Hand zitterte, sie ließ ihn fallen, fasste mit beiden Händen Gertruds Arm, aber wie von der Schwere ihres Anliegens zu Boden gedrückt, sank sie an die Gartenmauer und schluchzte, den weißen Kopf in den Händen:

„O my Bueb! der Blüemli!“

Gertrud stand da, ihr Gesicht war fast blass geworden und die Nasenflügel bebten. Sie beugte sich über die kleine Gestalt des Weibleins.

Wie Müeti die weiche Hand auf der Achsel spürte, hob sie langsam den Kopf und schaute mit roten Augen zum Gesicht des Mädchens empor. Die Tränen standen in großen Tropfen in den krummen Furchen der magern Wangen.

Als Müeti in die offenen Augen des Mädchens sah, fasste sie seine Hand, erhob sich, wie wenn sie jünger geworden und zog es unter den Holunderbaum, ganz in die Dunkelheit, wo die schweren Dolden die Äste nach der Tiefe zogen. Als Gertrud ganz nahe stand, dass sie ihren Atem spürte, flüsterte Müeti, „komm, ich muss dir etwas sagen!“ dann ergriff sie mit beiden Händen des Mädchens Kopf, zog ihn zu sich herab, und sagte ihm ins Ohr:

„Du — Gertrud — der Bueb — er hat dich — lieb; — er hat dich nie vergessen können, und jetzt —“ sie umschloss des Mädchens Hand, ihr Atem keuchte, Gertrud fühlte, wie das Blut an ihren Schläfen pochte.

„Jetzt,“ flüsterte sie, „jetzt hat er das noch auf dem Herzen und meint, er müsst gesund werden wieder, wenn es ihm erfüllt wär: „Es Mündschi, Müeti,“ sagte er immer, in der Nacht, am Tag, es Mündschi — möcht i ha — im Lebe von ihr — vom Gertrud — dann werd ich nomol gsund.“

Der Atem erstickte ihre Stimme; das Mädchen legte den Arm um sie und stützte sie in ihrem Elend, sie war ganz klein und gering geworden wie ein halbverdorrtes Pflänzlein.

Gertrud stand neben ihr wie ein junges Bäumlein, über das der Sturm geht. Sie hatte die Augen geschlossen, die Lippen zusammengepresst, da hörte sie wieder Müetis Worte, wie aus jahresverblichener Ferne: „Müeti, es Mündschi!“

Jetzt fasste sie, wie von einer Gewalt getrieben, mit beiden Händen das welke Gesicht der alten Frau, hob es empor und rief es ihr zu, fast laut, als müsste es der andere hören, der im Müetihaus drüben mit einem armen Wunsch in seiner Kammer fieberte.

„Ich will es tun!“

Dann ließ sie die Mutter stehen, die langsam, mit großen Augen der Davoneilenden nachsah. Gertrud hatte, als gälte es einem Dürstenden, Lechzenden zu helfen, den Fuß auf den weißen Weg gesetzt. Da hörte sie Müetis Ruf hinter sich: „Gertrud, nein, nit jetzt, nit jetzt! er ist bei ihm, der Doktor, jetzt!“ Gertrud fühlte, wie das Blut in ihre Wangen fuhr. Der Doktor, daran hatte sie nun nicht mehr gedacht. Der eine Gedanke, dem Kranken

den Willen zu tun, hatte in ihrem Sinn geleuchtet. Nun rief die Frau seinen Namen ihr vor die Augen; der warb seit Jahr und Tag um ihre Liebe, die sich auftaut und verschloss wie eine Blume im Wechselwetter. Wie wenn ein Stein ihr in den Weg gerollt, hielt sie an. Der Gedanke an den armen Lechzenden leuchtete wieder hervor; aber da war Müeti näher gekommen, legte die Hand ihr auf den Arm:

„Der Doktor ist bei ihm jetzt!“ sagte sie leise und schaute Gertrud zu den Augen empor, wie wenn sie drinnen läse, „am Abend dann, wenn die Sonne rot im Fenster liegt, dann hat er wieder seine Langezeit!“

Gertrud nickte leise mit fest geschlossenen Lippen, berührte Müetis Hand und ging ins Haus. Müeti sah ihr nach, dann wandte sie sich langsam nach dem Weg, hob den Stock, der ihr entfallen war, schaute nochmals zurück:

„Das arm' Kind!“ seufzte sie und hinkte hinab, „s weiß nit, wo aus und ein!“

Gertrud ging mit feurigen Wangen ins Haus, fasste dieses an und jenes und legte es wieder hin. Als die Leute vom Feld heimkamen, schauten sie das Mädchen im Vorbeigehn an, der Bruder wollte fragen, die Schwägerin rief zum Essen, Gertrud hörte es nicht. Die beiden schüttelten den Kopf: „Was fehlt dem Maitli?“ Aber in diesem Haus, wo jedes in eigenem Boden wurzelte, war man nicht gewohnt, dass eins dem andern mit Heben und Stützen an das Wesen seines Seelenbäumleins trat.

Als Bruder und Schwägerin stillschweigend und fast ernst wieder aus dem Haus gegangen, wollte Gertrud die Hand an ihre Arbeit legen, aber sie musste lächeln, da ihr mit ihren Gedanken alles klein und nebensächlich schien.

Einmal griff sie nach der Türfalle und wollte den Schritt über die Schwelle setzen; aber auf halbem Wege hielt sie an und kehrte in ihre Kammer zurück, ließ die Vorhänge herunter und machte dunkel; sie blieb am Fenster stehen, drückte die Stirn an die Scheiben; dann horchte sie auf, als ob sie Schritte hörte. Aber der, auf den sie wartete, in dem Widerspiel ihrer Gedanken, der Doktor kam vielleicht am Abend erst, vielleicht auch nicht; denn sie hatte ja keine Augen mehr gehabt für ihn die letzten

Tage. Jetzt wünschte sie ihn fast herbei mit seinem ruhigen Wesen, das wie Tannennähe atmete.

Heut, wenn er kam, musste Tag werden zwischen ihnen. Sie wollte ihm offenbaren, was sie Mueti versprochen, und wenn er zürnte oder wenn er zu ihrer Not lächelte, dann wohlan, dann sollte er ihretwegen nicht mehr kommen.

„Ein Kuss! was liegt daran! Zehrpennig einem Bettler!“

Und wieder der Gedanke, ein Kuss! — Ein Liebeskuss! — Und der Doktor wirbt und hofft! — Was wird er sagen? Groß oder klein? Das ist's, was ihre Pulse rascher schlagen lässt. —

Sie horchte wieder — atmete auf, froh fast, dass sie sich getäuscht. Sie könnte ihm doch nicht in die Augen sehen recht. Heute nicht und morgen nicht, bis das getan, was sie versprochen. Es war ihr, sie dürfte keinem Menschen mit einem Wort daran rühren. Und weh tun konnte sie dem Doktor auch nicht, sie sah den Blick der Augen:

„Gertrud, das habt Ihr mir nie gesagt, dass ihr eh und eh an einen andern gedacht!“

Zwei Jahre schon ist der Doktor Gertruds Kamerad gewesen; sie sieht ihn wieder zum erstenmal; als der Vater krank in der Kammer lag, der Tod schlich um; jedes ging mit scheuen Schritten durchs Haus, und keines wagte recht zu atmen. Da kam der Doktor herein, ein wenig vornübergebeugt, wie unter der Wucht der hohen, eckigen Stirn, mit großen schwarzen Sternen in den Augen, die kräftigen, beinahe wulstigen Lippen fest aufeinander gepresst. Sie schienen durch einen roten Schmiss, der sich vom Munde fast wagrecht zur Wange zog, nach links hin ein wenig verlängert.

Ein Gedanke durchfuhr das Mädchen, das eben aus der Kammer trat: trotz der pressendsten Angst, blitzte dieser Gedanke unwillkürlich in das Dunkel ihres Kummers hinein:

„Der ist auch nicht schön!“

Aber wie er grüßte, wie er den Hut auf die Bank legte, eh er zum Kranken trat, darin lag etwas Beruhigendes, das der verscheuchten Hoffnung das Haupt hob.

Zuversicht kehrte wieder ein, als der Doktor beim Kranken stand, den Kopf ihm an die Brust legte, als er den Fiebermesser hinhielt und wartete, fast gelstmirggleich ein Buch vom nahen Gestell herunternahm und ein paar Zeilen las darin, dann erst nach

dem Titel schaute und wie im stillen Einverständnis nach dem Kranken hinnickte, der mit gefalteter Stirn an seinem Gesichte hing.

Und trotzdem das Thermometer Fieber zeigte, verzog der Doktor keine Miene; ein wenig nur, wie bedachtsam, schob er er die Unterlippe vor; aber als er die Anordnungen gab, und als er fort war, blieb eine Stimmung zurück im Haus, wie wenn Tannenduft in die Krankenluft des Zimmers wehte, und alle traten wieder herzhafter auf und schauten einander ruhig ins Gesicht.

Ein paar Tage darauf war Gertrud im Garten bei den Rosen, als Markwald aus der Türe kam; wie er den Fußweg hinabschritt, blieb er am Gartenhag stehen und schaute, die eine Hand auf die Latte gelegt, hinüber, als ob sein Auge über Gertrud hinausginge.

„Die dort, die rote, hat einen Glanz jetzt, wo die Sonne dran scheint, wie rotes Kupfer!“ sagte er. Sonst nichts. Eine Weile noch schaute er über den Hag, als ob die Rose allein da wäre, dann lüftete er flüchtig, fast nachlässig den Hut und stapfte rainab. Sie atmete auf, als sie ihn im Rücken sah:

„Dem muss man das Wort abkaufen, scheint's,“ dachte sie und schüttelte den Kopf. —

Als im Sommer Heuet war und fast niemand mehr Zeit hatte, krank zu sein, kam er einmal an ihrer Heuwiese vorbei. Ein Wetter zog herauf, und die Wolken überm Wald machten bedrohliche Gesichter.

Da warf er den Rock ab und griff mit aufgestülpten Hemdsärmeln nach einer Gabel.

Wie wenn ein kühler Wind in die gewitterschwüle heiße Luft gefahren, regten sich alle leichter, als der Doktor mit bärenrauhem Armen die Walmen zusammenschob und mit groben Halmen im Haar zum Fuder schritt. Einen trockenen Spass warf er dazwischen, als Gertruds Bruder ihm zurief: Das hätt er sich nicht geträumt, dass das Handwerk mit den leichten Federmesserlein solche Kraft gäbe!

„Die Kraft kann unsereiner brauchen,“ meinte er, „wenn man den Bauern die Backenzähne ziehen muss!“

Da gab es ein Lachen, trotzdem die Wolken hart über ihren Köpfen brüteten.

Als das Heu nach schönen Tagen unter Dach war, kam der Doktor einmal mit dem Rucksack am Matterhof vorbei am hohen

Mittag, während die Hitze wie Blei auf allem drückte, was Leben hatte.

Er klopfte an die Tür mit seinem Stock.

„Ich geh zu Berg, die Leut wollen nicht mehr krank sein! Es ist ein Elend!“ brummte er und drückte den grauen Filz in die Stirne, als gäben ihm die buschigen Augenbrauen viel zu wenig Schatten, die fast wie ein wirrer Dornhag über den braunen Wangen standen. —

Gertrud stieg mit; aber eine Scheu hinderte sie, Schritt an Schritt neben ihm zu gehen. Er war aber langweilig wie ein Bär; einmal stand er still, als ein paar Buben den Bergweg herabkamen mit einem Geißbarren voll Blumen, die sie mit Stumpf und Stiel geraubt.

„Ihr verfluchten Sackermenter!“ fuhr er sie an, dass sie wie Hühner zusammenjuckten. „Ich will Euch rauben, die Pflanzen da im Berg!“ und stieß den Stock zu Boden, dass es fast Feuer gab.

Auf dem Berg stand er eine halbe Stunde in der Sonne und schaute mit auf den Stock gestützten Armen hinaus. Einmal wandte er den Kopf nach ihr, als ob er Gertrud bislang vergessen hätte.

„Ist halt doch schön! He?“

Sie nickte ihm lächelnd zu; aber sein Gesicht war ernst, wie wenn er in einem schönen Buche gelesen hätte.

Da war sie rot geworden, sie hatte gemeint, die Schönheit der Berge müsste man laut begrüßen. Fast unwillkürlich trat sie einen Schritt näher zu ihm, als er mit der Hand hinüberzeigte nach einer Wand, wo die Tannenspitzen aus der Tiefe in die Sonne stachen und ein Glanz wie von Lichtern über dem violetten Sammet lag.

Im Hinabsteigen ward er beredter, hielt einmal an und stand ihr bei, als es über spitze Steine ging. Aber als sie noch halb oben waren, kam ihnen der Hilferuf eines Knaben entgegen, der vom Dorf heraufgeeilt, den Doktor zu suchen:

„Herr Doktor,“ rief er und winkte mit beiden Armen, „Herr Doktor, der Großvater, krank ist er worden, Ihr sollt kommen!“

Da eilte der Doktor bergab in langen Sätzen, ließ Gertrud den Weg allein nach Hause finden, schaute nicht mehr zurück,

und die Dämmerung des Abends trat schon aus allen Waldesecken.

Mit rotem Köpflein kam Gertrud heim und gab kurze Antwort, als der Bruder sie neckend nach dem Bleiben ihres Doktors fragte.

„Abah!“ sagte sie und warf den Unmut ab wie leichten Regenschauer, ging ins Haus und trillerte eins; „kann mir gestohlen werden, dem sing ich nie mehr!“

Und er hörte sie doch gern singen, konnte lachen, wenn sie sang. Sie sang einmal ein Lied im Garten, mir nichts, dir nichts, da taucht der Doktor auf im Dorfgrund, auf der Straße, schaut um; sie tut hinter ihrem Bohnengrün, als wär er Gott weiß wo. Dann heißt es unten in den Krankenstuben: der Doktor hat verkehrte Augen: „Schön Wetter heut, schön Wetter heut,“ und macht der Himmel doch ein Gesicht für sieben Tage Regenwetter.

Wenn er aber den weißen Weg heraufkam und Gertrud seine Schritte hörte, schwieg sie still; aber dann war böses Wetter an seiner Stirn, dann ging er ohne Gruß vorüber oder redete den ganzen Abend nur mit ihrem Bruder. —

Sie konnte einfach nicht singen, wenn er mit seinen Augen bei ihr war; da musste sie den Lachteufelchen wehren, die von allen Seiten ihr über die Achsel grinsten. Augen machte er, groß und rund wie ein Rädlein, und sie meinte, sie werden immer größer und fingen an, sich zu drehen, oder seine rote Schramme an der Wange müsste noch zum Mund gehören und sich öffnen, wenn er sprach.

Wenn es dunkel war, wohlan, da er doch nicht Ruhe ließ, — leis, mit der Mandoline; aber zwei Ellenbogen abseits von ihm auf der Bank; seinen großen Hut oder die Katze zwischen ihm und ihr, dann konnte sie singen.

Er stützte den Kopf in die Hände und atmete manchmal schwer und tief; dann auf einmal sprang die Katze von der Bank, weil ihr der Raum zu eng geworden. Einmal suchte er nach ihrer Hand, da lachte sie auf:

„So kann ich doch nicht spielen!“

Er zog die Hand langsam zurück und griff nach seinem Hut. Da tat er ihr doch wieder leid, und als er fast verlegen „Gute Nacht“ sagte, langte sie rasch über den Hag nach einer Rose.

„Herr Doktor!“

„Was ist?“ Und sie reichte sie ihm.

„Gut' Nacht!“

Aber das nächste Mal war er wieder der reinste Grobian. Sie legte das Buch weg, als er kam; da hob er's auf.

„Was lest Ihr, ist's erlaubt?“

„Oh, was Schönes!“

Sein Gesicht verfinsterte sich, die Augenbrauen zogen sich zusammen. Da warf er das Buch zur Seite, als wär's eine faule Frucht und fing an zu fluchen:

„Sackerment, kann man noch solche Bücher lesen in dem Alter! wie Zuckerzeug! verdirbt den Magen, Hühnerfutter, Gänsewein! Herrgotttherrgott Donnerwetter!“

Gertrud saß da, wie ein verwettertes Maienstöcklein. Aber nicht lange, so war das Trotzteufelchen erwacht, und sie büschelte den Mund:

„He, was soll man denn lesen? Was man gelesen in der Schule, das ist mir zwider worden, wie kaltes Kraut!“

Das war Öl ins Feuer beim Doktor, den Hut warf er auf die Bank, rot ward die Narbe an der Wange.

„Ich weiß es wohl, das Lesen verleiden, das können sie mit ihrem Käs! Aber natürlich,“ brummt er und setzt den Filz wieder auf, zerknüllt wie er ist, „natürlich, was eine Puppe ist, kommt ewig nicht auf eigene Füße!“ Kehrt ihr den Rücken und redet mit dem Bruder, der eben eine neue Mähmaschine erhalten hat.

Gertrud geht hinein und zeigt sich nicht mehr vor den Leuten. Und spät erst kann sie einschlafen, und tröstet sich: „Er ist halt doch ein Grobian. Gottlob, ist's noch nicht so weit!“

Aber als der Doktor am andern Samstag mit dem Kellerbuch, dem „Sinngedicht“, kam, gab sie ihm doch wieder eine Rose, von den dunkelroten, denjenigen, die sie heute nicht aufgebunden hatte, da sie ihre Gedanken bei den gelben Teerosen gehabt.

Wie sie in ihrer Kammer wieder an die Rosen denkt und wie ihr Sinn von den Teerosen zum Muetihaus hinuntergeht, wo der Kranke fiebert, klopft es, und Markwald steht vor der Tür. Eh er eintritt, schaut er zurück, wie wenn er etwas auf dem Herzen hat, das niemand hören darf.

Gertrud tritt einen Schritt zurück und hebt unwillkürlich eine Hand, dann geht sie ihm entgegen, aber wie einen Fremden grüßt fast scheu sie ihn, und meint, er müsste alles in ihrer Seele lesen. Er schließt die Tür und kommt auf Gertrud zu.

Wie wenn er etwas Schweres sagen müsst, was ihm Überwindung kostet, fasst er Atem. Einmal schluckt er, während er ihr in hastiger Rede sagt, was er in der Krankenkammer da unten gehört; dann fasst er ihre Hand:

„Der Bueb, — der Blüemli hat Euch gern, — im Fieber hat er mirs erzählt. — Er hofft! — Krank ist er worden, und Ihr — Ihr müsst — Ihr müsst hinab — jetzt und unverweilt. — Er meint, es mach ihn gsund! Wer weiss, vielleicht! Ist krank am Herzen. — Es gschehen Wunder! Und wenn er einmal wieder gsund sollt werden —“

Als ob ein Wort über seine Zunge wollte, das ihn reuen könnte, wenn er länger bliebe, zieht er die Hand zurück, nimmt den Hut und greift zur Tür.

Da hört er Gertruds Schritt und spürt ihren heißen Atem: Wie eine Blume unterm nebelbefreiten heißen Sonnentag öffnet sich ihre langverhaltene Liebe, als sie die Arme um seinen Nacken wirft.

„O du, Dank dir, dass du so bist!“

Er drückte ihren Kopf an seine Brust, hob ihr Gesicht, dass er ihre heißen Augen sah.

Eine Weile schaute er hinein, so wie damals auf der Höhe, als er in die Berge blickte. Dann ließ er, wie wenn es eine versäumte Eile einzuholen gälte, ihr Köpfchen fahren und ging ohne Gruß davon, dorfwärts; im Gehen drückte er den Hut in die Stirn, als ob ihn ein großes Feuer blendete.

Gertrud trat aus der Tür, beim Gartentor war sie schon vorbei. Da hielt sie an, kehrte um, trat mit fliegenden Schritten in den Garten zu den Rosen und brach eine von den gelben; dann eilte sie, die Tür des Gartens flüchtig schließend, auf den weißen Weg und stand in wenig Sekunden unterm Strohdach! Vor der rauch-schwarzen Tür, die in den dunkeln Hausgang führte, blieb sie stehen und atmete tief wie eine, die vor einem Werk der Andacht steht. Auf den Fußspitzen trat sie an die Stubentür, klopfte leis und öffnete. Die Tür noch in der einen Hand, blieb sie mit

angehaltenem Atem stehen. Über dem Bett, das vor dem Fenster stand, beugte sich Müeti, und ihr welker Mund berührte die weissen Lippen des Kranken. Der hatte die Arme um ihren Hals gelegt, dann ließ er sie schwer wie nach einer letzten Anstrengung fallen, stöhnte wie ein Dürstender, der einen Trunk getan.

„Es Mündschi, Gertrud, dank dir Gott!“ Gertrud ließ den Griff der Klinke fahren, als sie ihren Namen hörte. Wie eine Schuldige stand sie mit hängenden Armen und schaute mit grossen Augen nach dem Bett, wo einer lag, der in Sehnsucht nach einem Mädchenmund die Mutter nicht mehr erkannte. —

Müeti kehrte mit zuckender Lippe nach der Tür; als sie das Mädchen sah, war's, wie wenn die Sonne noch einmal mit vollem Auge ins Stübchen getreten.

Mit einem Schritt hastete Müeti heran, tastete nach Gertruds Hand und zog sie an das Bett des Sohnes.

„I ha — n — ihms müeße tue; i ha nit chönne warte. Er meinte, Du wärst da in seiner Langenzeit. Jetzt stehst doch Du vor seiner Seele!“ sagte sie leis, und ihre geröteten Augen richteten sich nach dem Gesicht des Sohnes.

Gertrud, weiß wie die Hand des Kranken, die auf der roten Decke lag, beugte den Kopf über Blüemlis Haupt, dem die Lider fast durchsichtig wie Wachs über den Augen lagen.

Vom Beben ihrer warmen Hand wachte Blüemli auf, hob einmal die Lider; es war wie das Flügelheben eines Schmetterlings; der Anblick ihres Gesichtes schien das Fünkeln Lebenskraft neu anzufachen. Jetzt schauten seine Sterne groß zu ihr hinauf. Ein leises Rot lief wie der Abglanz der sinkenden Sonne über sein Gesicht; ein blutwarmes Zucken fühlte Gertrud in der dünnen, leichten Hand, und eine Stimme irrte wie fernher aus den Kissen:

„Dank dir, — Gertrud, — dank!“

Dann lösten sich die Finger und neigten sich wie welke Blumenblätter.

Blüemli lag da mit einem Frieden im Gesicht. Seine Lider bewegten sich hin und wieder leis, wie wenn schwache Flämmchen darunter zuckten.

Müeti horchte einmal hin, dann hob es aufatmend das Gesicht zum Mädchen, das vor dem Bette stand mit verschränkten Händen.

Müeti selber schien das Bild des Sohnes in seinem Frieden aufzurichten.

Seine Stimme zitterte:

„Es hat ihm wohlgetan, jetzt ist ihm wohl. Vielleicht, wer weiß, wens Gottswill wär, der Doktor sagt, es gibt noch Wunder!“

Wie eine Fremde stand Gertrud da, und als Müeti sah, dass das Mädchen seine Worte überhört, und wie im Traum vergessen am Gesicht des Kranken hing, trat es leis hinaus und drückte sacht die Tür in die Falle.

Es war, als ob die rote Sonne über dem Wald noch einen Augenblick still gestanden. Mit mütterwarmer Hand fuhr sie noch einmal über Gipfel und Felder und tastete sich über die Blumen des Gartens durchs offene Fenster ins Zimmer.

Sie berührte im Vorübergleiten eine Rose, die in einem Glase neben dem Kranken stand und ließ ihre Hand auf den bleichen Wangen ruhen, dann leuchtete sie nochmals auf im klaren Wasser des Glases, und das Haupt des Kranken schien in der Dämmerung kleiner und ferner. Da fühlte Gertrud, wie damals, als sie Blüemli die Hand gereicht, eine warme Welle von reichem Leben, und sie spürte das heiße Blut in den Wangen. Sie beugte sich; ihr warmer Mund berührte die schmale, hohe Stirn.

Wie wenn einem Schlafenden im Traum ein schönes Bild aufsteigt, stöhnte er leis:

„O!“, dann legte Gertrud die Rose, die sie bislang in der Hand gehalten, auf die Decke, ging rasch, mit der Hand über die Augen fahrend, zur Tür hinaus. — —

Aber wenn die folgenden Tage darauf die Sonne schräg durch die Bäume schien, ging sie hinab und saß an Blüemlis Bett, und es war wirklich, als ob ein Wunder seine Wirkung getan an ihm. Heller klang seine Stimme, rascher schlug er die Augen auf. Er redete wenig, aber auf seinem Gesicht und in den Augen lag ein Leuchten, das auf seinen Wangen die frühere Blütenfarbe erscheinen ließ, und von diesem Leuchten fiel auch ein Schein auf Muetis Gesicht. —

Aber eines Abends hörte Gertrud das Sterbeglöcklein läuten. Sie stand an ihrer Arbeit still, saß nieder und hielt die Hände in den Schoß.

Am Abend, als die Sterne über dem Dorf leuchteten, ging sie ins Totenhäuschen.

Müeti schaute mit verwirrten Augen, die voll Wasser standen, in das Gesicht des Toten; da setzte sich Gertrud zu ihr, fasste ihre Hand und hielt sie in der ihren.

Sie blieb bei ihr und bei dem Toten, bis der Morgen dämmerte.

Als sie am Morgen heimging und Müeti wieder anfang zu weinen, sagte sie:

„Müeti, ich komm wieder zu Euch und immer, wenn ich darf!“ — —

Der Doktor war in diesen Tagen nicht im Dorf. Erst als die Rosen verwelkt auf Blüemlis Grab, kehrte er heim, gebräunt, mit staubigen Schuhen. Er hatte eine Bergreise gemacht. —

Am Abend kam er ins Matterhaus.



VERSICHERUNGSMONOPOL UND ARZTWAHL IN INTERNATIONALER BELEUCHTUNG

Die Fragen der freien Arztwahl und des Versicherungsmonopols, die in unserem Gesetzentwurf über Unfall- und Krankenversicherung eine so große Rolle spielen und hier wiederholt zur Sprache kamen¹⁾, erhielten auf der *internationalen Konferenz für soziale Versicherung im Haag* (6.—8. September 1910) eine für uns ergebnisreiche internationale Beleuchtung. Die eigentlichen *Kongresse* für soziale Versicherung bestehen seit 1889, werden aber nur noch alle sechs Jahre abgehalten; zwischen hinein fallen Konferenzen von kürzerer Dauer, deren erste nun immerhin einen stattlichen Umfang angenommen hat; zwanzig Staaten, darunter auch die wichtigsten nichteuropäischen, waren offiziell daran vertreten. Es waren etwa sechs Schweizer anwesend, darunter zwei Delegierte des Bundesrats. (Professor Moser und Dr. Gutknecht.)

¹⁾ Vergleiche „Wissen und Leben“, Band I, S. 97 und 220, Band III, S. 169, 225 und 299 und besonders Band V, S. 465 und 521.